Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 6 (1902-1903)
Heft: 5

Artikel: Bobs erste Liebe
Autor: Oswald, Josef
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664840

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bobs erste Liebe.

Von Josef Oswald, Basel.

Meine erste Liebe — sagte Bob — ist ziemlich komisch verlaufen. Das heißt, erste Liebe — natürlich war es nicht die erste. Ich meine das erste Liebesabenteuer, das ich als Student hatte.

Bill und ich, seit Jahren eng befreundet, hatten die Universität bezogen. Originelle Käuze, wie wir waren, hielten wir uns von allem Korps- und Verbindungswesen fern, befriedigten vielmehr die Vorliebe für lebhafte Farben, wie sie der akademischen Jugend eigen ist, durch ausnehmend prächtige Schlipse und elegante Handschuhe, die wir fleißig spazieren führten.

Eines Tages, Arm in Arm unter den alten Kastanienbäumen der Musenstadt wandelnd, entdeckten wir Miß Sterling, das reizendste Geschöpf, dessen wir uns zu entsinnen vermochten, blutjung, zierlich, graziös, blond, dabei mit Augen voll tropischen Feuers und Wangen von dunklerer Röte, als man sie sonst bei Blondinen findet. Miß Sterling stammte, wie wir später erfuhren, aus Britisch-Indien, ich glaube aus Kalkutta.

Sie sehen und bis über die Ohren in sie verliebt sein, war ein und dasselbe und keineswegs bei mir allein. Bill war sofort ebenso verschossen als ich. Aber weit entfernt, uns gegenseitig das Lebenslicht auszublasen, verbanden wir uns nur noch fester — aus guten Gründen freilich.

Die Sache war die. Miß Sterling hatte eine Gouvernante oder Gesellschafterin, ein wahrer Drache, der sie auf die unerhörteste Art vor jeder männlichen Annäherung behütete. Das einzige Wesen masculini generis, das empfangen wurde, war der Klavierlehrer Schneider, ein struppiges, unansehnliches Männchen, für so eine junge Indierin allerdings nichts weniger als gefährlich. Was tun? — Es gab nur eine Möglichkeit, der hübschen Miß unsere Verehrung zu bezeigen, sie bestand darin, daß wir ihr nachliefen, wo wir ihrer ansichtig wurden. Das macht sich aber besser zu zweit als allein.

Übrigens benutzten wir die eine Möglichkeit wirklich nach Möglichkeit. Wir waren den ganzen Tag auf den Beinen, paßten ihr an ihrer Wohnung auf und begleiteten sie in angemessener Entfernung, wohin sie nur gehen mochte. Miß Sterling hatte einen Heidenspaß, wurde feuerrot vor Vergnügen, wenn wir auftauchten, und lachte uns so ermunternd zu, daß wir immer verrückter wurden. Die Gesellschafterin dagegen ärgerte sich nach Noten. Anfangs suchte sie uns mit einer Miene zu schrecken, als ob sie uns verspeisen wollte. Da ihr

dies nicht gelang, wagte sie allerhand Manöver, unerwartete Schwenkungen und dergleichen, um uns von ihren, das heißt ihres Schützlings Spuren abzubringen. Auch das half nicht viel, denn wir waren äußerst hartnäckig und genierten uns nicht im mindesten. So folgten wir den Damen einmal in einen Laden, wo ich gleich, ohne mich lange umzusehen, ein Päckchen Cigaretten verlangte, von der Verkäuferin aber groß angeguckt wurde und von Bill einen Rippenstoß bekam. Darauf verlangte Bill eine Busennadel, worauf er ebenfalls groß angeguckt wurde und von mir einen Rippenstoß bekam. Denn ich hatte mittlerweile bemerkt, daß wir in ein Stickereigeschäft geraten waren.

Da — kaum vierzehn Tage, seit wir das reizende Kind entdeckt hatten — ereignete sich etwas Außerordentliches, noch nicht Dagewesenes. Man wartete nämlich auf uns. Miß Sterling stand zum Ausgehen bereit auf dem Balkon. Als sie uns kommen sah, verschwand sie, um bald darauf mit ihrem Drachen unten aufzutauchen. Der Drache merkwürdig verändert, eine sauersüße — ich will nicht gerade sagen Freundlichkeit, aber doch Gleichgültigkeit zur Schau tragend; Miß Sterling hübscher und ermunternder denn je. Dabei spazierten sie langsamer als sonst, auffallend langsam sogar, wobei sich Miß Sterling von Zeit zu Zeit umsah, ob wir auch folgten. Natürlich folgten wir, beide angenehm erregt und wie Romanleserinnen auf das weitere sehr gespannt. Die Damen lenkten ihre Schritte in die städtischen Anlagen, gingen dahin, wo es immer am stillsten ist, und ließen sich dort auf einer Bank nieder. Wir auf der nächsten, keine zwanzig Schritte davon.

Die Gesellschafterin hatte die Liebenswürdigkeit, uns den Rücken zu drehen, während Miß Sterling sich vorbeugte und lieblich lächelnd zu uns herüber sah. Wir wurden immer angenehmer erregt und begannen im Stillen kühne Pläne zu schmieden. Auf einmal nahm sie ihren Sonnenschirm und zeichnete etwas in den Sand. Es dauerte eine gute Weile, bis sie damit fertig war und wieder zu uns herüberlächelte. Bald darauf traten die beiden den Rückweg an.

Voller Spannung eilten wir hin, um zu sehen, was sie in den Sand gemalt hatte. „Lucy" — stand da, von Schnörkeln umrahmt. „Lucy" das war ihr Vorname.

Wir sahen uns an.

„Du — sagte ich — das hat was zu bedeuten!"

„Ja, ja, das ist eine Ermunterung!"

„Wir sollen ihr vielleicht schreiben?"

„Natürlich, Bob, wir wollen ihr gleich schreiben!"

Die süße Gewohnheit verhinderte auch in diesem Falle, daß wir getrennt operierten. Wir wollten ihr gemeinsam schreiben. Indessen das war leichter gesagt, als getan. Wir versuchten es in Prosa, wir versuchten es in Versen, ohne auf die eine oder andere Art etwas Befriedigendes zu stande zu bringen. Schließlich begaben wir uns, im Vertrauen auf die bekannte gute Wirkung von Bier und Tabak, ins Wirtshaus. Allein, als alle andern Gäste verschwunden

waren und der Kellner sich standhaft weigerte, uns weiter mit Stoff zu versorgen, war der Brief noch nicht angefangen, geschweige denn vollendet. Wir vertrösteten uns also auf den nächsten Tag.

Am andern Morgen stürmte Bill auf mein Zimmer und weckte mich aus dem besten Schlaf.

„Bob — steh auf — steh auf!"

Ich starrte ihn an.

„Steh auf, die Lucy geht fort!"

„Was?" — sagte ich und war im Nu aus dem Bett.

„Vorwärts, zieh dich an, es ist keine Zeit zu verlieren."

Er drängte und drängte, und erst als ich nachgab, fing er zu erzählen an. Der Gedanke an den Brief hatte ihn in aller Frühe hinausgetrieben, wie er sagte, um einmal das berühmte Rezept zu probieren, das einem in der Schule immer so empfohlen wird. Dabei war er in die Straße geraten, wo Miß Sterling wohnte, hatte sich mit ihrer Magd, die gerade das Trottoir fegte, in ein Gespräch eingelassen und erfahren, Miß Sterling reise punkt neun Uhr ab — für immer.

Ich steckte bestürzt den Kopf ins Waschbecken. Darum also das Außerordentliche, noch nicht Dagewesene gestern Nachmittag! —

Bald war ich fertig und mit Bill auf dem Wege zum Bahnhof. Bill war doch ein famoser Kerl, ein rechter Freund, er hätte mir ganz gut das Nachsehen lassen können. Während derlei Gedanken mich beschäftigten, bemerkte Bill: „Sag' mal, Bob, bist du noch bei Kasse?"

Ich zog mein Portemonnaie heraus, das äußerst schmächtig aussah, denn der Monat ging langsam zu Ende.

„Ich hab' grad noch eine Mark."

„Hm, das ist wenig. Na, fünf Groschen hab ich auch noch. Legen wir zusammen. Wir müssen ihr doch ein Bouquet kaufen."

Gut, wir legten zusammen und kauften ein Bouquet.

Eben fuhr der Zug ein, da wir auf den Perron traten. Miß Sterling und die Gesellschafterin stürzten mit Schachteln beladen auf ein Damencoupé zu. Wir in großer Aufregung hinterher, um sogleich nachdem sie Platz genommen hatten, unter allerhand Kratzfüßen unser Bouquet zu überreichen. Miß Sterling war überrascht, verwirrt, sichtlich bezaubert, stammelte einige Worte des Dankes, worauf sie beschämt ihr Näschen in die Blumen vergrub und wir, abermals unter allerhand Kratzfüßen, uns auf den Perron zurückzogen.

Als sich dann die Lokomotive in Bewegung setzte, winkte und winkte das hübsche Kind; — so lange wir den Zug sehen konnten, sahen wir ihr Tüchlein wehen. —

Wir befanden uns im dritten Himmel, gelangten aber bald wieder auf diese schnöde Erde und zwar in einer so elegischen Verfassung, daß wir mehrere Tage wie berufsmäßige Leichenbitter dreinschauten. Schließlich meinten wir je-

doch, Miß Sterling sei in ihrer Art gewiß nicht das einzige Geschöpf, es müsse außer ihr noch andere nette und verehrungswürdige Mädchen geben, was sich in der Tat als durchaus zutreffend erwies. Kaum einige Wochen später, und jeder von uns hatte seine drei, vier Flammen und fühlte sich wie ein Pascha.

In dieser glücklichen Lage kam uns das Abenteuer mit Miß Sterling etwas drollig vor, keiner wollte jetzt der Verliebte gewesen sein, jeder behauptete, er habe nur den Elefanten oder wie man sonst den treuen Gefährten eines Liebhabers nennen mag, gemacht. Darüber wurden wir mitunter ganz hitzig und brummten uns manchen Bierjungen auf.

Einmal, wieder ging der Monat langsam zu Ende, saßen wir nachdenklich im Café. Plötzlich sagte Bill: „Bob, ich kriege von dir noch fünf Groschen."

„Wieso?"

„Weißt du für das Bouquet für deinen Exschatz — die Lucy."

„Hoho, — rief ich — im Gegenteil, ich kriege von dir noch eine Mark."

Na, nun ging der Krakeel von neuem los. Um ihm ein für allemal ein Ende zu machen, beschlossen wir den Klavierlehrer Schneider ins Vertrauen zu ziehen. Wir hatten das struppige Männchen unlängst kennen und als gemütlichen Patron schätzen gelernt. Schneider hatte Miß Sterling Klavierunterricht gegeben, jedenfalls war bei Gelegenheit auf uns die Rede gekommen, wobei er unschwer gemerkt haben mußte, wer ihr am besten gefallen hatte.

„Ich wette, du —" sagte Bill.

„Ich wette, du —" sagte ich, hoffte heimlich jedoch die Wette zu verlieren. Was Bill betrifft, so zweifle ich nicht, daß er sich heimlich derselben großmütigen Hoffnung hingab.

Wir fanden Schneider struppiger denn je, in einem groß geblümten Schlafrock am Klavier. Bill setzte ihm sofort den Fall auseinander.

Das Antlitz des kleinen Mannes zeigte in verhältnismäßig kurzer Zeit die auffallendsten Veränderungen. Erstaunen, krankhafter Ernst, sardonisches Grinsen, das aber sogleich verschwand, um höflicher Würde die Stelle zu räumen. In diesem Stadium nickte er und sagte: „Sehr verbunden für Ihr außerordentliches Vertrauen. Die Sache ist freilich etwas heikel für mich. Sehn Sie, meine Herren, Sie sind beide jung, Studenten — je nachdem eine Antwort lautet, hab' ich zu gewärtigen, daß der eine oder andere mich auf Pistolen fordert. Offen gestanden, das würde mir augenblicklich nicht recht passen, so wenig ich mir sonst aus dergleichen Affairen mache. Wenn Sie mir aber versprechen —"

Natürlich versprachen wir, nicht wenig geschmeichelt, daß er uns für so rabiate Burschen hielt.

Sogleich ging er an einen Wandschrank und kam mit einer Flasche Cognac und einigen Gläschen zurück, die er vor uns auf den Tisch stellte. Darauf wickelte er sich in seinen Schlafrock und begann: „Eines Tages, wir hatten die

Stunde eben beendet, fragte mich Miß Sterling: Haben Sie kein Hundchen, Herr Schneider?"

Nein — sagte ich — warum meinen Sie das?

„O ich liebe so die Hundchen."

Ja, warum schaffen Sie sich denn keine an?

„Ich habe ja zwei — Tipp und Fox, reizende Hundchen."

Wie — sagte ich erstaunt — die hab' ich ja noch gar nicht gesehn.

„O die dürfen nicht ins Zimmer. Nein, die sind immer draußen, nur wenn ich spaziere, kommen sie mit, o dann sind sie immer so froh. Warten Sie —" damit hüpfte sie ans Fenster, hielt sich aber, wie mir auffiel, etwas im Hintergrunde." Ja, da sind sie schon, die lieben Hundchen, sehen Sie da, Tipp und Fox."

Wo? — sagte ich, denn ich konnte nicht einmal ein, viel weniger zwei entdecken.

„Da drüben, der ist Tipp und der ist Fox."

Was ich sah, war etwas ganz anderes als zwei Hundchen. Ich sah —

Schneider hielt inne, entkorkte die Flasche und schenkte ein. „Bitte, meine Herren, ein Schluck zur Stärkung."

Wir hatten äußerst erwartungsvoll, nicht ohne zunehmende innere Unruhe gelauscht, denn eine leise Ahnung, die sich eingestellt hatte, war mehr und mehr Gewißheit geworden. Rasch stürzten wir den Cognac*) hinunter und sagten wie aus einem Munde:

„Tipp — damit meinte sie mich?"

„Und Fox — mich?"

Schneider nickte. „Das heißt — erklärte er mit aller Seelenruhe — so genau weiß ich es nicht mehr, vielleicht war's auch umgekehrt."

Donnerwetter, das war unangenehm! Dabei hatte uns der Fuchs das Versprechen abgenommen, ihm kein Haar zu krümmen.

Wir waren in der größten Verlegenheit, wußten schlechterdings nicht, was wir sagen sollten. Doch Schneider kam uns zu Hülfe. Ein Album aufschlagend, bemerkte er: „da ist sie."

Wahrhaftig, da war sie, in Kabinettform sogar.

Ich weiß nicht, wie lange wir auf das Bild starrten.

Plötzlich weckte uns Schneiders Stimme. Sie klang seltsam melancholisch. „Ja, sie war schön, sehr schön, aber oberflächlich. Kaum vier Wochen, seitdem sie mir das verehrt, hat sie sich verlobt."

„Verlobt?" fragten wir erstaunt.

„Jawohl, gestern bekam ich die Anzeige." — Das Männchen machte eine so weltschmerzliche Miene, daß unsere eigene peinliche Gemütsstimmung wie weggeblasen war. Eh' ich mir's versah, hatte Bob die Flasche in der Hand und füllte das dritte Gläschen.

*) Bob, den wir persönlich kennen, versicherte uns, daß er, seitdem er vernünftig geworden, keinen „stärkenden" Cognac mehr zu sich genommen habe! D. Red.

„Herr Schneider, — sagte er — ich bin so frei, Ihnen auch einen Schluck zur Stärkung zu bringen."

Schneider lachte hell auf. „O Sie sind sehr freundlich, aber ich glaube, Sie haben's doch nötiger. Kommen Sie — damit nahm er Bob die Flasche ab und schenkte uns wieder ein. — Kommen Sie, trinken wir zusammen, es wird uns allen gut tun." — —

Sehn Sie — sagte Bob, indem er sich behaglich zurücklehnte — das war meine erste Studentenliebe. (Ende.)

Stille Freude.

S'war nicht jene hohe, wilde Freude
In die Wangen lodernd rasch und heiß,
Nicht gejubelt hab' ich wie die Seele,
Die sich nimmermehr zu fassen weiß.
Nein. Die Freude, die du mir gegeben
Durch die wen'gen Worte, warm und schlicht,
Ist in meinem Herzen aufgegangen,
Wie ein stilles, stetes Tempellicht.

Ida Hauser, Herisau.

Vom Pimpeln.

Nein, mein Herr Leser: pimpeln ist kein Wort, das man nur im schönen Sachsenlande hört. Pimpeln sagt man auch sonst in deutschen Gauen, und es bedeutet ursprünglich soviel wie bimmeln, lexikographisch gesprochen (ich habe meine gelehrte Quelle): „mit kleinen Glocken läuten". Sintemalen nun ein Läuten auf solche Art oft kläglich klingt, so sagt man auch pimpeln für weinerlich klagen, und in weiterer Uebertragung für gar zu leidig, für verzärtelt, für allzu leicht krank sein: es pimpelt, wer bei jedem Luftzug den Schnupfen bekommt, und pimpelt doppelt, wer dann darüber kaum tröstlich ist. Aber von der Erscheinung des Bimbelns gleich Pimpelns geht noch eine zweite Reihe von Anwendungen des Wortes aus, und den Zusammenhang mit jener ersten stellt die beiden gemeinsame Kleinlichkeit her. Man kann nicht nur traurig, man kann auch heiter pimpeln. Wer, unserthalben auch still oder laut vergnügt, statt weniger großer Mittel eine Uebermenge kleiner Mittelchen wählt, der pimpelt auch.

Nun stelle ich die Behauptung auf: eine der wichtigsten und dabei viel zu wenig bekämpften Unarten des Deutschen in Kunst und Kunstgewerbe ist, daß er mit Vorliebe pimpelt. Wo große geistige Werte in Betracht kommen, da zwar tritt ihm das Nebensächliche möglicherweise noch leichter als anderen Nationen zurück: unsere großen Dichtungen, Tonwerke, Schöpfungen der bildenden Kunst lassen den ganzen Organismus in herrlicher Saftigkeit aus dem einen Kerne ihrer Idee erwachsen, und nur bei dem äußersten Zweiglein- und Blätterwerk zeigt sich wie in launischem Spielbehagen auch bei ihnen die deutsche Freude am Kleinen. Wo aber keine größere seelische Aufgabe über der Arbeit waltet, wo sich's nur um Dekoratives handelt, da wird jene Lust am Kleinen überaus leicht